Buddhistischer Weltspiegel

Eine Zeitschrift für Buddhismus u. religiöse Kultur auf buddhistischer Grundlage.
Herausgeber: Dr. Georg Grimm und Dr. Karl Seidenstücker.
Schriftleiter: Dr. Georg Grimm.

V. München, 1. November 1923. 1. Heft.

Zur Einführung.

Bereits vier Jahrgänge hat der „Buddhistische Weltspiegel" hinter sich. Er hatte einen Anklang und eine Verbreitung gefunden, wie keine andere buddhistische Zeitschrift in Deutschland. Gleichwohl mußte er mit Heft 4 des vierten Jahrgangs im laufenden Jahre sein Erscheinen vorläufig einstellen. Zu diesem Entschluß sah sich der Verlag W. Drugulin, der der Zeitschrift auch äußerlich ein sehr vornehmes Gewand gegeben hatte, infolge der beispiellosen Verteuerung der Herstellungskosten zu seinem eigenen tiefen Bedauern genötigt. Nunmehr ist es durch das Entgegenkommen des Verlages Otto Wilhelm Barth (Asokthebu) möglich geworden, den „Buddhistischen Weltspiegel" wieder zum Leben zu erwecken. Er wird von nun ab als Beilage der „Lotusblätter" erscheinen, kann aber auch selbständig bezogen werden.

Möge die Tatsache seiner Wiederauferstehung ein günstiges Vorzeichen dafür sein, daß auch die Buddhalehre selber bei uns nicht mehr sterben kann. Dann wird in ihr mitten in dem brandenden Meer politischer, sozialer und religiöser Umsturzbestrebungen, die die gegenwärtige Menschheit durchzittern, weithin sichtbar, ein Leuchtturm sein Licht aussenden, das all denen untrüglich den Weg weist, die nicht in der Sorge um ihre gegenwärtige flüchtige Daseinsform aufgehen, sondern wissen oder doch wenigstens ahnen, daß es vor allem die Zukunft nach dem Tode zu sichern gilt. Freilich gibt es solche religiöse Menschen in unserem verrohten Zeitalter nur mehr wenige, und auch unter ihnen sind wiederum nur überaus Wenige, die reif sind für eine Religion der Vernunft. Aber immerhin gibt es eine solche geistige und sittliche Elite auch heute noch. Ihre Religion kann nur die Buddhalehre sein, so gewiß, als sie das einzige religiöse System ist, das sich nicht auf bloßen Glauben oder auf ein bloßes unbestimmtes Erfühlen aufbaut, sondern stahlharte Logik und durchdringende anschauliche Erkenntnis zu ihrem Fundament hat. An diese Wenigen wendet sich deshalb auch der „Buddhistische Weltspiegel". Findet er ihren Beifall, nützt er ihnen, dann erfüllt er seinen Zweck reichlich. Denn einer von diesen „gilt für dreißigtausend, die Unzähligen gelten für nichts."

Georg Grimm.

Die Todesfurcht und ihre Überwindung.

Vortrag, gehalten bei der 2. Upôsatha-Feier in München am 1. Juli 1923, von *Georg Grimm.*

(Im Anschluß an Anguttara Nikâya IV, 184, Vierer-Buch, S. 731 flg.)

Was ein Mensch wert ist, zeigt er in seinem Verhalten gegenüber dem Tode. Dieser ist eine Grundtatsache des Naturverlaufs, ja, neben der Geburt, die wichtigste Tatsache desselben. Es sollte also doch wohl selbstverständlich sein, daß Jeder, der den Namen Mensch, d. h. also den Namen eines denkenden Wesens trägt, sich vor allem mit dieser allerwichtigsten Tatsache auseinandersetze. Nun messe man aber die Menschen einmal mit diesem Maßstab! Wie viele gibt es, die überhaupt ernstlich an den Tod denken, die auch nur einen Augenblick an ihn denken? Ist es nicht im Gegenteil geradezu stillschweigende Maxime, nicht an den Tod zu denken und nicht über ihn zu sprechen, und ist nicht jeder, der ihr zuwider handelt, verfehmt? Ja, die Scheu vor dem Tode ist so groß, daß man, wenn man sich einmal selber mit ihm auseinandersetzen muß, möglichst rasch und so, daß möglichst wenig von dem ganzen Vorgang ins Bewußtsein fällt, mit ihm fertig werden will, indem man sich einen unvorhergesehenen, plötzlichen Tod wünscht. So klein, so jammervoll klein, sind diese sich sonst so wichtig dünkenden Menschen gegenüber einer Grundtatsache der Wirklichkeit!

Demgegenüber tritt auch hier wieder die ganze Größe der Buddhalehre hervor. Der Buddha sagt, in gänzlicher Umkehrung des Verhaltens des Normalmenschen: „Wer auch nur einen Augenblick ernstlich an den Tod denkt, der hat viel getan; um wie viel mehr erst jener, der unablässig an ihn denkt!" Demgemäß weist er auch sonst immer und immer wieder auf den Tod hin, ja, gibt ausführliche Leichenbetrachtungen, lehrt insbesondere auch die hehre Kunst, wie man mit klarem Bewußtsein sterben kann, so, daß auch die letzten Atemzüge bewußt ausgehen, nicht unbewußt.

Und warum tut er all das? Weil er auch dem Tode gegenüber seine unvergleichliche, ja, die einzige Waffe schwingen lehrt, die nicht nur die Schrecken des Todes, sondern alle Angst und Furcht überhaupt zermalmt, nämlich die Waffe der Erkenntnis: „Nur im Toren kann Furcht entstehen, nicht im Weisen, nur vom Toren kann Furcht ausgehen, nicht vom Weisen." Wer also mit der Todesfurcht wirklich fertig werden will, der muß auch hier dem Buddha folgen, indem er die Ursachen dieser Furcht vor dem Tode zu erkennen und sie dann zu beheben unternimmt.

I.

Bevor wir jedoch auf dieses unser Thema eingehen, ist noch der mögliche Einwand zurückzuweisen, daß es auch normale

Menschen, d. h. solche gebe, die den höheren Einblick in das Wesen des Todes nicht gewonnen haben, ihn aber gleichwohl nicht fürchten. Vielleicht befinden sich sogar unter Ihnen einige, die sich rühmen möchten, sie fürchteten sich nicht vor dem Tode. Allein die so sprechen, kennen sich selbst noch nicht genügend, haben sich insbesondere den Tod noch nicht in greifbarer Nähe vorgestellt. Nur weil er ihnen noch so fern erscheint, glauben sie ihn nämlich nicht zu fürchten. Es ist ganz ebenso, wie einen die Nachricht, daß im fernen Indien die Pest ausgebrochen sei, in der Regel kalt läßt, dagegen uns bleiches Entsetzen überkommt, wenn wir hören, daß in unserem eigenen Hause ein Pestfall vorgekommen sei. Ich selbst habe erst in der jüngsten Zeit einen Menschen gekannt, der stets im Bewußtsein tiefster Überzeugung erklärte, er fürchte sich trotz seiner Irreligiosität nicht vor dem Tode, er löse sich jederzeit bereitwillig in das Nichts auf. Da erkrankte er plötzlich eines Nachts nicht unbedenklich. Eiligst ließ er den Arzt rufen und empfing ihn mit den angsterfüllen Worten: „Moriré? moriré? Werde ich sterben? Werde ich sterben?"

Vielfach werden auch die Selbstmörder als Beweis dafür angeführt, daß auch etliche unter den gewöhnlichen Menschen den Tod nicht fürchten. Allein das ist nur sehr bedingt wahr: der Geist des Selbstmörders ist so sehr von dem Anblick eines gewaltigen, für ihn schlechterdings unerträglich gewordenen Leidens, dem er sich gegenübersieht, angefüllt, daß für ihn der ihn von diesem Leide befreiende Tod als das geringere Übel erscheint. Auch der Tod bleibt also für ihn ein gewaltiges Leiden, das er nach wie vor überaus fürchtet. Aber noch gewaltiger als das Leid des Todes und die Furcht vor ihm ist ihm sein konkretes anderes Leiden und die Furcht vor diesem, weshalb denn die Furcht vor dem Tode als vor dem geringern Übel vorübergehend in den Hintergrund tritt. Nehmen Sie das konkrete andere Leid, das den Selbstmörder bedrückt und dem er stier ins Antlitz blickt, wie das Vöglein in den geöffneten Rachen der Giftschlange, von ihm hinweg und sofort wird er auch wieder die Beute der Todesfurcht sein. Wie der Selbstmörder tatsächlich nur in Fascination durch ein anderes Leid handelt, hat der dänische Dichter Heiberg in dem Lustspiel „Töpfer Walter" veranschaulicht: der zur Verzweiflung getriebene Mann will sich von einer Felsenspitze in den Abgrund stürzen, um seinem Leben ein Ende zu machen, er flüchtet aber eiligen Schrittes den Berg hinunter und in das Leben zurück, weil er einem gierigen Wolf begegnet. Und in Kopenhagen ist einmal der seltsame Fall vorgekommen, daß jemand, um sich das Leben zu nehmen, im Begriffe war, in den Schloßgraben zu springen, aber im letzten Augenblick davon abließ, weil die auf dem Wall stehende Schildwache, welche auf sein Vorhaben aufmerksam geworden war, drohte, auf ihn zu schießen, wenn er hinabspringe.

Damit steht nach wie vor fest: der Normalmensch, ob er nun Straßenkehrer oder mit allen Titeln und Würden der Wissenschaft ausgestatteter Professor ist, fürchtet den Tod. Eben deshalb haben wir aber auch allen Anlaß, uns mit den Ursachen dieser Todesfurcht, ja, Todesangst, näher zu befassen, um sie nach ihrer Erkenntnis zu beheben. Welches sind also diese Ursachen?

II.

Zunächst fürchtet man die Todes*schmerzen*, also die *physischen* Qualen, die das Sterben verursache. Aber *diese* Furcht ist unbegründet. Das Sterben selbst ist ein ganz schmerzloser Vorgang. Schmerzhaft ist nur die Krankheit, die schließlich zum Tode führt. Aber diese Schmerzen lassen regelmäßig in dem Grade nach, als man sich dem Tode nähert. Dieser vollzieht sich, abgesehen von den gewaltsamen Todesarten, regelmäßig nicht mit einem Schlag, sondern allmählich: das Sterben ist die *allmähliche* definitive Einstellung der Lebens- oder — was dasselbe ist — der organischen Funktionen, also der leiblichen und geistigen Prozesse, die sich am körperlichen Organismus vollziehen, eingeleitet durch eine erhebliche Störung oder die gänzliche Aufhebung der Funktionen des *erkrankten* Organs. Den Zeitraum vom Beginn des Zurruhekommens des gesamten Getriebes der Sechssinnenmaschine oder des körperlichen Organismus bis zu ihrem völligen Stillstand, also bis zum Augenblick des Todes selber, nennt man *Agonie*, Todeskampf, ein Wort, das indessen schlecht gewählt ist, denn der Kampf mit dem Tode oder der Kampf unserer eigenen, also der spezifisch menschlichen Energien mit den im erkrankten Organ nach der Oberherrschaft ringenden zerstörenden *fremden* Energien ist in diesem Stadium bereits zu Ungunsten unserer eigenen, auf die Tauglicherhaltung des Organismus gerichteten Energien entschieden: Die fremden Energien, die im körperlichen Organismus bisher *im Dienste* unserer eigenen Energien wirkten, haben in ihrer Rebellion gegen diese zunächst im erkrankten Organ den Sieg davongetragen und betätigen sich deshalb ausschließlich in *ihrer* — zersetzenden — Weise, mit der Folge, daß die physiologischen Prozesse, denen das erkrankte Organ zu dienen bestimmt ist, nicht mehr vorgenommen werden können, also aufhören. Damit wird dann aber in dem Falle, wenn es ein sogenanntes edles, also lebenswichtiges Organ ist, das erkrankt ist — in Hinsicht darauf, daß wir ja einen *Organismus*, d. h. ein Getriebe vor uns haben, dessen Teile gegenseitig durcheinander bedingt sind — auch das Funktionieren der übrigen Teile dieses Triebwerks unmöglich und kommt deshalb nach und nach gleichfalls zum Stillstand. So ist also das, was man Agonie oder Todeskampf nennt, eben dieses allmähliche Zurruhekommen des Getriebes des körperlichen Organismus, herbeigeführt durch

das Versagen eines oder mehrerer lebenswichtiger Teile, wie ja auch das Räderwerk einer in Bewegung befindlichen Maschine alsbald zur Ruhe kommt, wenn ein wesentlicher Teil oder mehrere wesentliche Teile unbrauchbar geworden sind.

Speziell das Versagen der *Empfindungsorgane*, also der Nerven, geht in einer bestimmten, ziemlich regelmäßigen Reihenfolge vor sich. Der Geruch- und Geschmacksinn scheinen zuerst außer Aktion zu treten; dann erlischt meistens der Gesichtssinn. Die Sterbenden klagen nicht selten über einen Nebel vor den Augen oder rufen nach Licht. Für Gehörseindrücke geben sie noch Zeichen des Verständnisses, wenn das Auge schon von Dunkel umhüllt ist. Allmählich kommen auch die spezifisch menschlichen Energien in den *Muskeln* zur Ruhe, die dann ihren eigenen Gesetzen folgen: der Körper sinkt im Bett herab und streckt sich lang aus; die vorher vielleicht im Krampf zusammengezogenen Glieder lösen sich; die Gesichtszüge werden, eben weil die spezifisch menschlichen Energien nicht mehr wirken, hängend, der Unterkiefer fällt herab, dadurch öffnet sich der Mund, die Augenlider sinken, ohne sich zu schließen; das glanzlos gewordene, *gebrochene* Auge wird stier und fixiert nicht mehr; die Nase wird spitz und scheint verlängert; das ganze Gesicht erscheint länger, das Kinn spitzer und hervorragend; das Gesicht ist gelblich, mitunter blau gefärbt, kühl, häufig mit kaltem Schweiß bedeckt; das Atmen verlangsamt sich, wird selten, die Atemzüge werden ungleich, auf mehrere oberflächliche folgt ein tiefer; kurz vor dem Tode werden sie noch seltener, mit Zwischenräumen bis zu einer ganzen Minute, und, einzelne Schluchzer oder Seufzer ausgenommen, immer leiser. Schließlich kann das Einatmen zu leichten, ~~krankhaften~~ Zuckungen und einem Ziehen in den Einatmungsmuskeln um Nase und Mund zusammenschrumpfen, dem ab und zu wieder eine schwache, langgezogene, röchelnde Ausatmung, das sogenannte Todesröcheln, folgt. Dieses Todesröcheln rührt von dem Schleim in der Luftröhre her, den die selbst überaus schwach gewordenen Muskeln nicht mehr durch Husten aus den Bronchien zu entfernen vermögen. Auch die Zusammenziehungen des Herzens werden unzulänglich, die Arterien immer schwächer gefüllt, die Pulsschläge häufiger, aber schwächer, zuletzt unfühlbar. Schließlich und zuletzt kommt es zum völligen Stillstand der Atmungs- und Blutumlaufszentren: der Mensch hat ausgeatmet, das Herz steht still — er ist tot.

So stellt sich der Vorgang *von außen* dar. Von innen, also vom Standpunkt des Sterbenden aus, gestaltet er sich ganz anders. In dem Maße, als die — bisher so schmerzliche Empfindungen auslösenden — Nerven des erkrankten Organs ihre Lebensfähigkeit verlieren — und sie verlieren diese Lebensfähigkeit naturgemäß zu allererst, eben weil das erkrankte Organ vor allem ab-

stirbt, — wird der Sterbende schmerzfrei. Ja, diese Schmerzfreiheit kann sich gegenüber den früheren Schmerzen bis zum körperlichen Wohlbehagen steigern, sofern nicht bereits völlige Bewußtlosigkeit eingetreten ist, d. h. nicht auch bereits das Funktionieren des Denkorgans zum Stillstand gekommen ist. Der Stillstand der Denktätigkeit kann nämlich schon vor dem Zurruhekommen der übrigen Lebensprozesse eintreten. Das Denken kann aber auch, von außen vielleicht gar nicht mehr konstatierbar, noch den letzten Atemzug begleiten. Inwieweit das der Fall ist, hängt außer von der Natur der Krankheit besonders von dem Grade ab, bis zu welchem man sein Denkvermögen in gesunden Tagen durch Training entwickelt hat. Der echte Buddhajünger vermag sein klares Denkbewußtsein bis zum letzten Atemzug zu behaupten: „Bei einem solchen, Râhula, gehen auch die letzten Atemzüge bewußt aus, nicht unbewußt!"

Auch wenn das Bewußtsein noch vorhanden ist, fühlt sich also der Sterbende schmerzfrei oder hat doch nur mehr geringe Schmerzempfindungen, sofern das erkrankte Organ selbst noch nicht ganz abgestorben ist. Insofern ist also seine Lage durchaus keine schlimme. Dann hat er aber auch den Anblick des Verfalls seines Körpers, der den Zuschauer so mächtig ergreift, nicht, sieht insbesondere nicht sein eigenes hippokratisches Gesicht. Es überkommt ihn nur das Gefühl, daß es jetzt zum Sterben geht. Und was dieses Gefühl für Gemütsbewegungen in ihm auslöst, das wollen wir nunmehr betrachten.

III.

Die körperlichen Schmerzen sind in der Regel das Allerwenigste, was den Sterbenden unmittelbar vor seinem Tode berührt. Das Entscheidende ist vielmehr der seelische Zustand, den die klare oder gefühlte Erkenntnis, daß sich nunmehr seine gesamte Persönlichkeit und damit seine gesamte bisherige Welt für ihn auflöst, in ihm hervorruft. Und hier zeigt sich nun der Wert, den ein Mensch wirklich hat, hier offenbart sich das Maß seiner rechten Erkenntnis, hier reifen üppig die Neigungen und Triebe, die er während seines Lebens gehegt und gepflegt hat, tragen Früchte, die ihm entweder das Herz im Leibe stocken lassen oder ihn in seliger Freude verklären. Hier offenbart es sich auch, daß tatsächlich der Wert des gesamten Lebensinhaltes ausschließlich von dieser einzigen Todesstunde bestimmt wird. Sie gibt der ganzen Kette aller jener Willensreize, die sich durch das ganze Leben hinzogen, erst ihr definitives Gepräge. Sie saugt, wenn sie selbst leidvoll ist, jahrelanges Glück, wie ein Schwamm das ihn umgebende Wasser, auf und vermag es bis auf den letzten Rest, als ob es nie gewesen wäre, aus dem Buch des Lebens zu streichen. Fühlt man sich aber in der Todesstunde glücklich, ist dieses Glück

insbesondere auch nicht durch den Ausblick auf die Zukunft nach dem Tode getrübt, so wird das ganze bisherige leidvolle Leben radikal vergessen sein. Es ist, als ob man von einem drückenden Alp befreit wäre, der nunmehr in den Abgrund der Vergangenheit hinuntergekollert ist und eben deshalb nicht weiter zählt. *) Freilich von diesem Gesichtspunkte aus wird der Vorgang des Sterbens für die allermeisten Menschen wirklich traurig, tieftraurig, ja, oft schrecklich. Haben sie sich doch während ihres Lebens allzuweit von der Wahrheit über die ganze Situation, in der sie sich in Wirklichkeit befinden, und damit auch allzuweit von dem rechten Wege entfernt. Das muß sich aber, wie jeder Irrtum, einmal rächen, spätestens und speziell in der Stunde des Todes. Das aber versteht sich also: Der Normalmensch betrachtet sich als vergängliches Zeitwesen, das jeden ungenossenen Augenblick für verloren achten muß und demgemäß die Gegenwart, die Trägerin aller Sinnengenüsse, möglichst auskosten soll. Nach diesem Rezept handelt er während seines ganzen Lebens. Daher die unaufhörliche Jagd nach immer neuem Sinnengenuß in Form aller nur erreichbaren Vergnügungen, daher auch all das Schuften und Plagen des Weltmenschen, das letzten Endes immer nur den Zweck verfolgt, sich die Mittel für neue Vergnügungen zu verschaffen. Auch ins Alter nimmt er diesen Drang mit hinüber. Es ist nämlich nicht an dem, als ob im Alter die Leidenschaften erlöschen würden und so schon infolge des bloßen Alterns Friede über den Menschen käme. Im Gegenteil, die früher groß gezogene Gier haust auch im Greise noch ungeschwächt weiter, auch der Greis giert noch mit derselben Heftigkeit, mit der er als kraftstrotzender Mann gegiert hatte. Daß er nach und nach in gewissen Richtungen die Fähigkeit verliert, seine Gier zu befriedigen, hat bloß die eine Folge, daß sich seine Gier auf die auch ihm noch erreichbaren Genüsse konzentriert.

Wie muß aber einem, der noch voller Gier nach den ihm allein bekannten und deshalb für ihn den Inbegriff alles Glückes überhaupt darstellenden Sinnenfreuden ist, seien sie nun fein oder gemein, zu Mute sein, wenn er sich plötzlich in dem Falle sieht, alles Schöne und Reizende und Angenehme für ewig verlieren zu sollen, aus dem strahlenden Lichte der Sonne, aus seinem Familienkreis, seinen Anverwandten und Freunden, seinem gesamten Besitz, ja, aus all den Schönheiten der Erde nicht nur, sondern der ganzen Welt überhaupt für immer scheiden und in die schwarze kalte Nacht des Grabes hinabsteigen zu müssen? Stellen Sie sich vor, Sie würden sich eben jetzt plötzlich in diese Situation hineinversetzt sehen! Würde Sie nicht Grausen und Entsetzen packen? Nun, eben dieses Grausen und Entsetzen muß eben deshalb mit

*) Vgl. des Verfassers „Die Lehre des Buddha“, 9.—11. Aufl., S. 44 flg.

zunehmender Wucht über den Sterbenden kommen, je mehr er ein Naturkind ist und seine Lage wirklich übersieht: „Ach, die lieben, reizenden Dinge werden mir schwinden! Ach, verlieren soll ich die lieben, reizenden Dinge! Und er jammert und stöhnt und klagt, schlägt sich weinend die Brust und gerät in Verzweiflung."

Doch das ist noch nicht das Schlimmste. Dem, der sich als vergängliches Zeitwesen wähnt, ist der Tod noch etwas viel Fürchterlicheres, als der erzwungene ewige Verzicht auf alles, was für ihn Lust und Glück heißt. Auch das Letzte, was er als ihm zugehörig wähnte, sein eigener Körper und damit alle Empfindungs- und Wahrnehmungsmöglichkeit, die er als untrennbar an diesen Körper gebunden unmittelbar fühlt, soll ihm nun entrissen werden. Damit wird aber das offene Grab, das vor seinem Geiste aufsteigt, nicht nur zum Abgrund, der alles, was ihm lieb und angenehm erscheint, verschlingt, sondern auch zum Abgrund, der ihn selber auffrißt: seine eigene absolute Vernichtung bereitet sich vor. Angesichts dieses Ausblicks zerfließen wie Seifenblasen all die seichten Raisonnements, mit denen er bisher sich und anderen diese absolute Vernichtung schmackhaft zu machen gesucht hatte. Denn — täuschen wir uns nicht — nur ein gesundheitstrotzender Mensch renommiert mit seiner Energie, mit der er auch eine Krankheit ertragen werde: in dem Moment, wo er wirklich von einer schmerzhaften und gefährlichen Krankheit befallen wird, wird er sich in seiner ganzen Erbärmlichkeit zeigen; und nur der vom Rausch des Lebens Benebelte spielt mit dem Gedanken seiner absoluten Vernichtung als etwas ganz Natürlichem: in dem Augenblick, wo ihm der Mörder mit gezücktem Dolch entgegentritt — und ein solcher Mörder ist immer eine tödliche Krankheit — wird den Renommisten lähmendes Entsetzen packen und wird er, wenn auch nicht mehr denken — dazu ist er in der Regel trotz seiner gerühmten Geistesbildung viel zu jämmerlich — doch wohl in der Richtung fühlen: „Ach, der liebe Körper wird mir schwinden! Ach verlieren soll ich den lieben Körper! Und er jammert und stöhnt und klagt, schlägt sich weinend die Brust und gerät in Verzweiflung."

Wie wohl begründet diese Charakterisierung eines Menschen ist, dessen Bewußtsein nicht irgendwie, insbesondere auch nicht durch irgendwelche religiöse Vorstellungen geläutert ist, zeigt Ihnen schon der Umstand an, daß ein solcher Mensch sowohl in gesunden wie in kranken Tagen, bis in das hohe Alter hinein, sich durchaus nicht mit dem Tode beschäftigt, ja, alles ängstlich vermeidet, was sein Denken auch nur in unliebsame Nähe zu diesem fürchterlichen Gesellen bringen könnte; und wenn ihn schließlich nichts mehr zu körperlicher oder geistiger Beschäftigung bestimmen würde, aus einem Grunde sucht er immer wieder Ablenkung in dieser Arbeit, nämlich eben aus dem Grunde, daß seine Denk-

tätigkeit nicht in Todesgedanken, die für ihn geradezu unerträglich wären, einmünden möchte. Diesen Standpunkt teilen in der Regel auch seine näheren Schicksalsgenossen, seine Angehörigen, weshalb sie dann denn auch, wenn nun der Tod wirklich bei ihm anklopft, alles aufbieten, ihn den unerwünschten Gast nicht erkennen zu lassen.

Freilich, die letzte Krankheit übernimmt es in der Regel schon selber, den großen, gefürchteten Unbekannten vorzustellen. Und dann, wenn es gar nicht mehr anders geht, nimmt angesichts der überwältigenden Wirklichkeit, die die tiefsten Abgründe des Sterbenden aufwühlt, auch der eingefleischteste Materialist nicht selten eine Revision seiner Weltanschauung wenigstens insoweit vor, daß der nunmehr unerträglich gewordene Vernichtungsglaube ausgemerzt wird. Dann spricht der Todeskandidat nicht mehr von seiner Vernichtung, sondern von der ewigen Ruhe, in die er eingehen werde, wie der bekannte materialistische Monist *Ernst Haeckel* kurz vor seinem Tode in einem Rundschreiben an seine Freunde ankündigte. Man wende nicht ein, das sei ein bloßer euphemistischer Ausdruck Haeckels für absolute Vernichtung gewesen. Denn selbst wenn dem so wäre, dann wäre doch auch das bloß ein Beweis, daß auch dieser zielbewußteste und gefeiertste Vertreter des Vernichtungsglaubens, angesichts der Nähe des Todes, nicht mehr den Mut aufbrachte, diesem Vernichtungsglauben klar ins Gesicht zu sehen und dieses sein Kind bei seinem wahren Namen zu nennen, wie es doch wohl selbstverständlich gewesen wäre, sondern daß auch er diesen Vernichtungsglauben nur mehr verhüllt, verhüllt nämlich durch den über ihn geworfenen Schleier der ewigen Ruhe zu ertragen vermochte. Im übrigen aber wäre es doch wohl eine Beleidigung für so eine moderne wissenschaftliche Leuchte, anzunehmen, Häckel sei sich über den fundamentalen Unterschied der beiden Begriffe Vernichtung und Ruhe nicht klar gewesen: was vernichtet ist, ruht doch auch nicht mehr!

IV.

Bisher war die Rede vom areligiösen oder auch irreligiösen Menschen, soweit er einfach in seiner Persönlichkeit und den durch sie vermittelten sinnlichen Vergnügungen aufgeht, also von jenen Materialisten, die nicht positiv schlecht sind, d. h. sich keiner schweren moralischen Verstöße schuldig machen. In der Regel wird der Materialist aber auch, weil ihm ja infolge seiner gänzlichen Außerachtlassung des Lebens nach dem Tode die hauptsächlichste sittliche Hemmung fehlt, er vielmehr lediglich durch die Furcht vor dem weltlichen Strafgesetze einigermaßen in Schranken gehalten wird, brutal, auf Kosten seiner Nebenmenschen seine niedrigen Triebe befriedigen. Damit legt er den Grund zu einer neuen, wenn möglich, noch schwereren Art der Todesfurcht, als

sie die bisher behandelten Arten darstellen, nämlich zu einem b ö s e n G e w i s s e n, d. h. also zu dem ahnenden Gefühle, daß er in Widerstreit mit den ewigen, die Welt beherrschenden Gesetzen sich befindet, wonach jeder guten, d. h. in der Richtung der Selbstüberwindung liegenden Tat, unweigerlich ihr Lohn und jeder bösen, d. i. selbstsüchtigen Handlung, ebenso unfehlbar die Strafe folgen muß. Dieses Gewissen läßt, wenn es einmal erwacht ist, auch den Furchtlosesten erzittern, macht uns alle, wenn es uns einmal packt, zu furchtsamen Kindern, wie das auch *Shakespeare* in jenem berühmten Monolog Hamlets bestätigt:

„Sein oder Nichtsein? Das nur ist die Frage.
— — — Sterben — Schlafen —
Vielleicht auch träumen! Ja, das ist der Anstoß.
Denn was im Schlaf für Träume kommen mögen,
Wenn wir den irdischen Wust hinweggeschüttelt,
Das zwingt uns stillzustehn. D a s ist die Rücksicht,
Die so langlebig macht Armseligkeit.
Denn wer ertrüg' der Zeiten Schmach und Geißel,
Der Mächtigen Druck, die Kränkungen des Stolzen,
Verschmähter Liebe Pein, des Rechtes Aufschub,
Der Ämter Ungebühr und die Verachtung,
Die still Verdienst von dem Unwürdigen hinnimmt;
Könnt' er sich selber quitt und ledig sprechen
Mit einem bloßen Dolch? Wer schleppte Lasten
Und schwitzt' und keuchte unter Lebensbürden,
Wenn nicht d i e F u r c h t v o r e t w a s n a c h d e m T o d —
Dem unbekannten Land, von dessen Ufern
Kein Wanderer wiederkehrt — den Willen irrte,
Daß wir die Übel diesseits lieber tragen,
Als dort zu andern unbekannten fliehn?
Es macht G e w i s s e n Memmen aus uns allen."

Dieses Gewissen kommt speziell über den b ö s e n Menschen auch schon in gesunden Tagen in einsamen Stunden, eben weshalb ein böser Mensch ja auch nichts so sehr fürchtet, als die Einsamkeit: „Wenn da, ihr Mönche, der Tor auf einem Stuhle Platz genommen oder auf ein Lager sich hingelegt hat oder auf der Erde ausruht, so sind es die bösen Taten, die er früher getan, schlechte Handlungen in Werken, Worten und Gedanken, die um diese Zeit über ihn kommen, über ihn niedersinken, über ihn herabziehn. Gleichwie, ihr Mönche, die Schatten der Gipfel hoher Berge um Sonnenuntergang über die Ebene kommen, über sie niedersinken, über sie herabziehn, ebenso auch, ihr Mönche, sind es, wenn der Tor auf einem Stuhle Platz genommen oder auf ein Lager sich hingelegt hat oder auf der Erde ausruht, die bösen Taten, die er früher getan, schlechte Handlungen in Werken, Worten und Gedanken, die um diese Zeit über ihn kommen, über

ihn niedersinken, über ihn herabziehn. Da wird, ihr Mönche, dem Toren also zu Mute: ‚Nicht hab ich doch günstig gewirkt, habe nicht heilsam gewirkt, habe keinerlei Scheu gekannt: Böses habe ich getan, grausam bin ich gewesen, Frevel hab ich verübt. Wo da ungünstig wirken, unheilsam wirken, keinerlei Scheu kennen, Böses tun, grausam sein, Frevel verüben hingelangen läßt, dahin werde ich nach dem Tode gelangen.' So wird er bekümmert, beklommen, jammert, schlägt sich stöhnend die Brust, gerät in Verzweiflung."

Ganz besonders aber wird diese Bekümmerung und diese Beklommenheit und diese Verzweiflung über ihn kommen, über ihn niedersinken, über ihn herabziehn, wenn es dem Tode zugeht. Ja, in der Agonie wird ihm das böse Gewissen zum letzten Gericht, das alle anderen Gerichte und alle anderen Urteilssprüche an Fürchterlichkeit und Entsetzlichkeit um ein Unendliches überragt. Dann, wenn er äußerlich vielleicht schon abgestorben scheint, das Auge gebrochen ist und er die Sprache verloren hat, dann steigen alle die bösen Taten, die er verübt hat, auch soweit sie bereits vergessen waren, in blitzheller Klarheit wieder vor ihm auf. In ihrem Gefolge ballen sich schwarze Gestalten zusammen: leibhaftige Teufel grinsen ihn an und führen ihn vor den Richter der Sterbenden, den Gott Yâma, wie ihn die alten Inder nannten, die ebenfalls bereits diesen letzten und entsetzlichsten Vorgang im Menschenleben gar wohl kannten. Dieser Richter fordert Rechenschaft von ihm wegen seiner Schlechtigkeiten und kündigt die Qualen an, die seiner nun warten: „Lieber Mann, da du verständig geworden, erwachsen warst, hast du bedacht: ‚Wer da, wahrlich, böse Taten verübt, wird schon bei Lebzeiten mit gar mancher Strafe bestraft; wie mag es dann erst drüben sein? Wohlan denn, günstig will ich wirken in Werken, Worten und Gedanken'?" — „Er aber antwortet: ‚Ich konnt' es nicht, o Herr, war unachtsam'." — „Da sagt, ihr Mönche, der Richter der Sterbenden zu ihm: „Lieber Mann, aus Unachtsamkeit hast du nicht günstig gewirkt; da wird man dir, lieber Mann, eben begegnen, wie einem Unachtsamen. Denn das, was du Böses begangen, hat nicht deine Mutter getan und nicht dein Vater, hat kein Freund und Genosse getan, hat kein Verwandter und Gevatter getan, hat kein Gott und kein Teufel getan: du selber hast es getan, du selber hast die Ernte davon einzutragen." — „Und das Bild der Hölle steigt vor ihm auf", fahren die Jâtakas fort.

Glauben Sie nicht, daß es Märchen sind, die ich Ihnen da vorführe. Noch alle, die tieferen Einblick in das Seelenleben der Sterbenden hatten, haben es bestätigt. Auch ich selber habe einmal einen Sterbenden angsterfüllt flüstern hören: „Dort steht er, dort steht er," und ihn dann unter letzter Kraftanstrengung flehentlich die Hände um Hilfe ausstrecken sehen.

Vielfach erklärt man solche Gesichte als wirkliche Hellgesichte in die eigene Zukunft, wie solches Hellsehen mit dem zunehmenden Absterben des grobmateriellen Körpers und der damit bewirkten Befreiung der zunächst noch intakt bleibenden feinstofflichen Bestandteile der Sinnenorgane möglich werde. Ich bin nicht dieser Ansicht. Die Sache ist vielmehr viel einfacher: Es ist das böse Gewissen, das hier in dieser fürchterlichsten Gestalt erscheint, zugleich als blutrote Fackel, wohin die Reise geht. Es ist genau derselbe Vorgang, wie wir ihn alle Nächte in unseren Träumen erleben, wie ihn insbesondere der böse Mensch in seinen Träumen erfährt: Die aufsteigenden Gemütsstimmungen und Gedankenregungen werden in dramatischer Spaltung personifiziert und treten uns so als wesensfremde Persönlichkeiten gegenüber: der Verbrecher sieht sich in seinen nächtlichen Träumen von den Organen der Polizei ergriffen, vor den Richter geschleppt, der ihm Vorhalt macht und ihn dann langjähriger Zuchthausstrafe überliefert — all das mit der greifbaren, anschaulichen Lebendigkeit, mit der sich die äußere Wirklichkeit vollzieht. *) Ebenso also träumt auch der Sterbende, bei dem ja die gleichen Bedingungen vorliegen, wie beim Schlafenden, nämlich Stillstand der äußeren Sinne und Beruhigung, bzw. fortschreitende Lähmung des körperlichen Organismus, in seiner dadurch herbeigeführten Konzentration des Denkorgans angesichts der gefühlten Nähe des Todes und gequält von seinem bösen Gewissen, seine entsetzlichen Träume mit der greifbaren Anschaulichkeit der Wirklichkeit.

Und zu diesen Träumen reicht die Zeit, auch wenn die Agonie nur ganz kurz, ja, wie bei gewaltsamen Todesarten, nur den Bruchteil einer Sekunde dauert. Denn mit der Freiwerdung des nicht mit dem Gehirn zusammenfallenden, sondern vielmehr durchaus ätherischen Denkorgans **) von dem retardierenden grobmateriellen Nervenapparat steigern sich die Schwingungen dieses Denkorgans, also eben die Denkprozesse, zu einer Schnelligkeit, wie sie beispielsweise die Farben erzeugenden Schwingungen des Lichtes haben, die sich ja auch auf Billionen in der Sekunde belaufen. So beschleunigen sich die Denkprozesse ja auch schon beim regulären Traum, indem ja auch in ihm der grobmaterielle Nervenapparat zur Ruhe gekommen ist und deshalb nicht mehr hemmend auf das so freigewordene Denkorgan wirkt. Auch im normalen Traum nämlich stürzt eine Flut von Vorstellungen in kürzester Zeit über uns herein. Um nur einen Fall zur Illustration anzuführen, so lag der Schriftsteller Maury unwohl zu Bett und träumte von der französischen Revolution. Blutige

*) Vgl. „Das Geheimnis des Ich" in der „Buddhistischen Weisheit", S. 47

**) S. „Die Wissenschaft des Buddhismus", S. 374, Anm. 1.

Szenen gingen an ihm vorüber. Er sprach mit Robespierre, Marat und anderen Scheusalen jener Zeit, wurde vor Gericht gezogen, zum Tode verurteilt, durch eine große Volksmenge hindurch- und hinausgefahren, ans Brett gebunden, und das Fallbeil trennte ihm den Kopf vom Rumpfe. Er erwachte mit Schrecken: die Bettstange hatte sich losgelöst und war ihm im gleichen Augenblick, wie es die neben ihm sitzende Mutter bestätigte, nach Art eines Fallbeils auf den Hals gefallen. *) Er hatte also von dem Augenblick, wo die Bettstange in ihrem Falle seinen Hals *berührt* hatte, bis zum unmittelbar folgenden Augenblick, wo diese *Berührung* zur *Empfindung* geworden war, **) die ganze lange Reihe von furchtbaren Traumerlebnissen in aller Anschaulichkeit an sich vorüberziehen sehen, ja, selber durchgemacht. Denn es ist doch wohl klar, daß der ganze Traum selbst erst durch die *Berührung* der Bettstange mit dem Hals ausgelöst worden war und mit dem Aufhören der durch diese *Berührung* ausgelösten *Empfindung* sein Ende gefunden hatte. — Einen in meiner eigenen Familie vorgekommenen Fall, wo ein während des letzten Krieges von einer Granate vollkommen zerstückter, also doch wohl *augenblicklich* getöteter Offizier doch noch Zeit gefunden hatte, seinen Tod dritten Personen auf dem Wege der Gedankenübertragung mitzuteilen, habe ich in meiner Schrift „Die Lebenskraft und ihre Beherrschung“ berichtet.

So braucht also auch der sterbende böse Mensch, auch wenn er außen schon ganz abgestorben scheint, nur einen Augenblick das Denkbewußtsein zu haben, um den fürchterlichen Urteilsspruch seines *Gewissens* in grauenhafter *detaillierter* Anschaulichkeit entgegenzunehmen.

V.

Bisher haben wir das Sterben desjenigen betrachtet, der von *falscher* Erkenntnis erfüllt ist, d. h. der eine *verkehrte* Anschauung über sein Verhältnis zu seinem Körper und zu seiner gesamten Persönlichkeit und damit zur ganzen Welt hat. Demgegenüber söhnt die *richtige* Durchschauung dieses Verhältnisses nicht nur mit dem Tode aus, sondern dieser wird für den recht erkennenden und recht *handelnden* Menschen ein guter Freund, ja, der beste Freund, den er eben deshalb auch mit derselben Furchtlosigkeit, ja, innigen Freude kommen sieht, wie man eben einen guten Freund, der uns besucht, aufnimmt. So *muß* es doch wohl auch sein, wenn nicht die Wirklichkeit selber ein Teufel sein soll, dessen Quälereien wir unentrinnbar überliefert sind. Das kann aber gar nicht sein, wie der unbefangene Mensch ohne weiteres fühlt: Die Wirklichkeit an sich ist weder gut noch

*) Du Prel, Philosophie der Mystik, S. 85.
**) Des Verf. „Die Lehre des Buddha“, S. 58 flg.

schlecht, weder gütig noch grausam, weder freudvoll noch leidvoll. Sie ist an sich völlig bestimmungslos und alle Prädikate, die wir ihr beilegen, schaffen wir selber erst durch die Beziehungen, in die wir zu ihr treten. Ob etwas gut oder schlimm für mich ist oder wird, hängt bloß davon ab, wie ich mich selber zu ihm stelle. Das trifft auch bezüglich des Todes zu. Auch dieser ist an sich eine ganz indifferente, harmlose Tatsache des Naturverlaufs, wie an sich der Zucker weder angenehm noch unangenehm ist. Daß auf mich seine Süße angenehm wirkt, liegt bloß an mir selber — anderen Wesen ist sie widerlich. So liegt es also auch bloß an mir selber, wenn mir die Naturtatsache des Todes unangenehm, ja, schrecklich wird. Sie kann für mich ebensogut zu einer angenehmen, ja, was noch mehr ist, zu einer höchst gleichgültigen Sache werden, die mich überhaupt nichts angeht. Welche Empfindungen diese an sich ganz indifferente Naturtatsache in mir auslöst, hängt nämlich bloß von meiner Erkenntnis des Verhältnisses ab, das zwischen mir und ihr in Wirklichkeit besteht. Ist diese Erkenntnis eine falsche, dann kommt es zu den verschiedenen Arten der Todesfurcht. Ist die Durchschauung jenes Verhältnisses aber eine richtige, dann kommt es zu keiner Todesfurcht, ja, dann kann es zur seligen Freude über das Erscheinen des Todes kommen, wenn nicht zur absolutesten Gleichgültigkeit ihm gegenüber. Dieses Verhältnis aber, wie es wirklich ist, ist nach dem Buddha folgendes:

Wir sind nicht die vergänglichen Zeitwesen, die jeden ungenossenen Augenblick für verloren achten und die Gegenwart, die Trägerin aller unserer Genüsse, möglichst auskosten sollen, wie der seichte Weltmensch wähnt, sondern wir sind in unserem tiefsten Grunde überkörperlich, ja, überpersönlich und damit auch überweltlich. Von unserem ganzen Körper, unserer gesamten Empfindungs- und Wahrnehmungstätigkeit, selbst von unserem gesamten Denken gilt: „Das gehört mir nicht, das bin ich nicht, das ist nicht mein eigentliches Ich." All das sehe ich unaufhörlich entstehen und vergehen. Jeden Augenblick wird Materie aus dem Körper ausgeschieden und neue assimiliert. Eine Empfindung, eine Wahrnehmung löst die andere ab, die Gemütsregungen gleichen einer qualmenden Rauchsäule, die sich ununterbrochen in die Höhe wälzt, bald von der Sonne beschienen, durchsichtig und hellglänzend, bald wie ein zum nächtlichen Himmel emporstrebender Zug schwarzer Vögel. Kurz: das ganze Bewußtsein mit all seinem Inhalt ist ein in allen seinen Teilen von Minute zu Minute wechselndes Kaleidoskop: und das alles — und darin liegt das Wunderbare, liegt das Gewaltige, liegt der Schlüssel zur Eröffnung des Lebensrätsels — das alles beobachte ich, das alles überschaue ich, dieses ganze Schauspiel kann ich jeden Augenblick während dieses ganzen Lebens, also ich als Kind,

ich als Jüngling, ich als Mann, ich als Greis, eben stets ich, immer wieder neu erleben und kann ich jeden Augenblick sich wie eine wesenlose Phantasmagorie immer wieder auflösen sehen, zugleich mit der Folge, daß ich Leid empfinde über diese Auflösung, Leid über die drohende Auflösung, Leid über die eben vor sich gehende und Leid über die schon längst vollzogene Auflösung: ich klage über ein Leben, das schon längst nicht mehr ist. Nur dann klage ich nicht mehr, wenn ich die Buddhabotschaft höre und verstehe: „Das alles gehört dir ja nicht, das alles bist du ja nicht, das alles ist nicht dein Selbst. Denn wie könnte das etwas mit dir zu tun haben, über dessen schon längst vollzogenen Untergang du immer noch klagst? Wärest du mit ihm untergegangen, dann könntest du doch jetzt nicht mehr über diesen Untergang klagen!" — Gilt das von jedem Augenblick meines Lebens, dann gilt es natürlich auch von dem letzten, gilt auch von dem Augenblick des Todes. Auch ihn sehe ich kommen, auch ihn kann ich, wenn ich es nur verstanden habe, mir die hiezu nötigen Geisteskräfte zu erhalten, noch überschauen — „Bei einem solchen, Râhula, gehen auch die letzten Atemzüge bewußt aus, nicht unbewußt" — indem in diesem Falle das Bewußtsein als das Allerletzte erlischt, wie der verglimmende Funken erst ausgeht, wenn das letzte Stückchen Holz, das ihn trägt, in Asche auseinanderfällt, kann auch noch in diesem allerletzten Augenblick des Todes mit eben diesem Bewußtsein auch von diesem Bewußtsein selbst feststellen: Auch das gehört mir nicht, auch das bin ich nicht, auch das ist nicht mein Selbst." *)

Wie sollte ein Mensch, der also die Wirklichkeit durchdrungen hat, der also sein Verhältnis zu allem, was der Tod an uns vernichten kann, der Wirklichkeit gemäß durchschaut hat, den Tod als seine Vernichtung fürchten können? Für ihn wird er vielmehr nur die Excretion auf der zweiten Potenz, wie Schopenhauer sagt, stellt nur — man muß den Mut haben, einmal auch sans façon zu sprechen, wenn's drauf ankommt — eine radikale, restlose Entleerung dar, und diese Entleerung von einer gebrechlichen, ja, unbrauchbar gewordenen Ansammlung ergriffener Stoffe der Außenwelt erleichtert ihn, wie behobene Stuhlverhaltung den Kranken. Wer so erkennt, wer so — durch immer und immer wiederholtes Nachdenken in dieser Richtung — der Wirklichkeit gemäß und anschaulich erkennt, der klagt also auch, wenn er von einer gefährlichen Krankheit betroffen wird, nicht mehr: „Ach, der liebe Körper wird mir schwinden! Ach, verlieren soll ich den lieben Körper! Und er jammert nicht, klagt nicht, schlägt sich nicht stöhnend die Brust, gerät nicht in Verzweiflung." Wenn

*) Vgl. Des Verfassers „Die Wissenschaft des Buddhismus", S. 56 flg.

w i r noch darüber klagen, wenn für uns jene Excretion, jener Stuhlgang auf der zweiten Potenz im Gegensatz zu den gewöhnlichen Excretionen der ersten Potenz so niederschmetternd erscheint, so ist das nur ein Beweis dafür, wie so gänzlich wir die Verwandtschaft, ja, prinzipielle Gleichheit dieser beiden Klassen von Excretionen verkennen.

Der recht Erkennende klagt aber nicht nur nicht über den Verlust seines faulig gewordenen Körpers, er klagt auch nicht über den damit verbundenen Verlust der äußeren Güter, weder der lebenden noch der Sachgüter. Denn mit der Durchschauung seines Verhältnisses zu seinem eigenen Körper hat er natürlich auch sein Verhältnis zu diesen äußeren Gütern durchschaut. Auch sie gehören ihm n i c h t an, auch sie braucht er n i c h t, um glücklich zu sein, braucht sie umsoweniger, als auch sie samt und sonders sich alsbald wieder auflösen müssen, so daß er, auch wenn e r am Leben bliebe, sie doch alsbald infolge i h r e s Todes verlieren müßte. Und so klagt er auch nicht: „Ach, die lieben, reizenden Dinge werden mir schwinden! Ach, verlieren soll ich die lieben, reizenden Dinge."

Er klagt über sie umso weniger, als er infolge seiner rechten Erkenntnis auch während seines Lebens recht g e h a n d e l t hatte und deshalb weiß, daß er nach dem Fahrenlassen des bisherigen Körpers, wenn er noch nicht so weit ist, überhaupt nicht mehr wiedergeboren zu werden, beim Anhaften an einem neuen Keim in einem neuen Mutterleibe in bessere Verhältnisse und in eine bessere Umgebung, als sie ihm sein gegenwärtiges Leben bot, kommen wird. Das bessere Jenseits wird bei i h m nicht zur leeren Phrase, seine Einsicht in die U n z e r s t ö r b a r k e i t seines Wesens und sein g u t e s G e w i s s e n bürgen ihm dafür, bürgen ihm dafür mit einer Sicherheit, die der unwissende Weltmensch gar nicht kennt und deshalb auch nicht zu begreifen vermag. Und so ist er denn schon in gesunden Tagen von dem beseligenden Bewußtsein erfüllt: „Nicht tue ich Böses, bin nicht grausam, verübe keinen Frevel, günstig wirke ich, heilsam wirke ich. Wo da nicht Böses tun, nicht grausam sein, keinen Frevel verüben, günstig wirken, heilsam wirken hingelangen läßt, dahin werde ich nach dem Tode gelangen."

Wohin aber wird er nach dem Tode gelangen? „Ein guter Mensch, ihr Mönche, der in Werken, Worten und Gedanken wohl gewandelt ist, gelangt bei der Auflösung des Körpers, nach dem Tode auf gute Fährte, in selige Welt. Mag einer, ihr Mönche, mit rechter Rede sagen: ‚Einzig erwünscht, einzig ersehnt, einzig freudvoll', so mag er es von den seligen Welten mit rechter Rede sagen. Nicht einmal durch ein Gleichnis, ihr Mönche, kann man genügend dartun, wie überfließend die Freuden seliger Welten sind." — „Auf diese Worte wandte sich einer der Mönche an den

Erhabenen und fragte: ‚Kann man aber, o Herr, nicht doch ein Gleichnis geben?" — „Man kann es, Mönch', sprach der Erhabene. Da ist einer, ihr Mönche, ein Kaiser-König geworden, gesund, mächtig, mit allen Sinnenfreuden überhäuft, und die Adeligen und die Bürgerlichen sind ihm lieb und wert und er ist den Adeligen und Bürgerlichen lieb und wert, wie Eltern und Kinder einander lieb und wert sind. Was meint ihr, Mönche: ‚Möchte ein solcher Kaiser-König nicht Freude und Frohsinn empfinden?" — „Gewiß, o Herr." — „Da hob der Erhabene einen mäßigen, handgroßen Stein auf und wandte sich an die Mönche: ‚Was meint ihr, Mönche, was ist wohl größer, dieser mäßige, handgroße Stein, den ich da habe, oder der Himâlaya, der König der Berge?" — „Geringfügig, o Herr, ist dieser mäßige, handgroße Stein, den der Erhabene da hat. Gegen den Himâlaya, den König der Berge, kann er nicht gezählt, nicht gerechnet, nicht verglichen werden." — „Ebenso nun auch, ihr Mönche, kann, was ein solcher Kaiser-König an Freude und Frohsinn empfindet, gegen die Freuden und den Frohsinn, wie sie ein guter Mensch nach seinem Tode in seliger Welt erfährt, nicht gezählt, nicht gerechnet, nicht verglichen werden."

Freilich, da wird der moderne Mensch, der den religiösen Wahrheiten so gänzlich entfremdet ist, wieder einmal scheltend einwerfen: „Wie kann man mir zumuten, so etwas zu g l a u b e n? Denn höchstens glauben kann ich es doch wohl, nachdem ich es nicht w i s s e n kann." Aber auch das kann man, selbst wenn man zur Zeit den u n m i t t e l b a r e n Einblick noch nicht in sich selbst erfahren haben sollte, w i s s e n, kann es mit derselben Sicherheit wissen, mit der ein Richter einen Angeklagter mit voller Gemütsruhe dem Tode überliefert, bloß weil er auf Grund g l a u b w ü r d i g e r Z e u g e n a u s s a g e n zur felsenfesten Überzeugung von der Täterschaft des Angeklagten gekommen ist, kann es mit derselben Sicherheit w i s s e n, mit der wir alle auf Grund bloßer Reiseberichte Dritter zu wissen behaupten, daß der Nordpol von ewigem Eis umgeben ist. Gibt es nämlich einen glaubwürdigeren Zeugen, als den Buddha, der uns die Riesenwahrheit der Unzerstörbarkeit unseres Wesens als einziger unter allen Menschen mit m a t h e m a t i s c h e r Sicherheit demonstriert hat? Wiegt ein solcher Zeuge, der auch zu jeder Lüge geradezu unfähig war, nicht Tausende von Zeugen auf? Wird er nicht noch dazu unterstützt von dem Zeugnis aller jener anderen heiligen Männer, denen gleichfalls schon bei Lebzeiten ein Einblick in jene seligen Welten vergönnt war? *) — Übrigens braucht der gute Mensch solche Zeugnisse gar nicht weiter. Empfindet ein Solcher doch, je mehr er sich von allem Irdischen loslöst, je b e s s e r er also wird, schon während seines ganzen Lebens eine innere ü b e r-

*) Näheres in dieser Richtung im nächsten Heft.

irdische Seligkeit, die er, in Verbindung mit der ebenfalls unmittelbar von ihm gefühlten, wenn nicht klar erkannten Tatsache der Unzerstörbarkeit seines Wesens durch den Tod, eben deshalb selber als durch das Ereignis des Todes unberührbar, mithin als auch nach diesem fortbestehend erkennt.

Diese Unberührbarkeit seiner inneren überirdischen Heiterkeit durch den Tod wird für den guten Menschen um so mehr offenbar, je mehr er sich dem Tode nähert, indem er sie auch diesem gegenüber standhalten sieht. Ja, in der Agonie, wo sich die Loslösung von dem sterbenden materiellen Organismus vollzieht, wo also die irdischen Hemmungen mehr und mehr fallen, kann diese überirdische Heiterkeit sich bis zur überschwänglichen Seligkeit verdichten, die den Himmel offen sieht, wie das gar mancher erfahrene Seelsorger zum Glück auch heutzutage noch bestätigen kann: hervorragend gute Menschen haben in der Agonie geradezu *paradiesische*, *himmlische* Gesichte und sterben im Anblick dieser in höchster Seligkeit, in dem unmittelbaren Bewußtsein, daß sie nunmehr ganz in sie übertreten. Es ist das selbst hellsichtig gewordene *gute Gewissen*, das ihnen ihren künftigen Wohnplatz, von dem sie nur noch eine dünne Scheidewand trennt, bereits im Voraus in dramatischer Anschaulichkeit vorführt.

Freilich ein solches buchstäblich in Wonne sich vollziehendes Sterben hat nur der *ganz* gute, bereits zu Lebzeiten durchaus überirdisch gewordene Mensch. Weil es aber der aus rechter Erkenntnis hervorquellende gute Lebenswandel ist, der diese *Todeswonne* und damit die wichtigste, entscheidende Wonne schafft, so muß jeder gute Mensch überhaupt, auch der weniger Gute, auch der unter fortwährenden Rückfällen um einen guten Lebenswandel sich bloß unaufhörlich Mühende, nach welchem Rezept er sich auch mühen mag, ob nach dem der Buddhalehre oder nach dem christlichen oder nach einem anderen, wenn er nur einigermaßen mit Erfolg sich müht, den Segen seines guten Lebenswandels in seiner Sterbestunde erfahren, indem er nicht nur den Tod nicht mehr fürchtet, sondern gefaßt, ja, zufrieden, sogar gerne stirbt. Ich selbst weiß von einer in der Krankenpflege tätig gewesenen katholischen Nonne, die, als sie sich noch in jungen Jahren auf das Sterbebett gelegt hatte, beharrlich jede ärztliche Hilfe zurückwies, indem sie voll stiller Heiterkeit erklärte: „Laßt mich nur sterben; ich fürchte den Tod nicht; ich *freue* mich zu sterben, freue mich auf den Himmel." Die tiefreligiöse Mutter einer mir bekannten Dame aber, die sich in der Agonie so schmerzfrei fühlte, daß sie sich für völlig genesen hielt, bat plötzlich ihre umstehenden Angehörigen, sie möchten doch nichts mehr sprechen, auch zu ihr selbst nichts mehr, denn sie höre fortgesetzt eine unaussprechlich schöne Musik, der sie ungestört lauschen

möchte. Und unter den Klängen dieser nur von ihr vernommenen Himmelsmusik — der Musikant war ihr gutes Gewissen — starb sie dann auch mit verklärten Zügen.

VI.

Und nun, mein Freund, ziehe das Schluß-Facit aus den vorstehenden Darlegungen: Wer spielt das Spiel des Lebens klüger und besser: der Gute oder der Schlechte? Wem gelingt schließlich auch der alles entscheidende letzte und Hauptwurf besser: dem Guten oder dem Schlechten? — Bist du mit mir der Ansicht, daß der Klügere und der Gewinner des Spiels der Gute ist, dann ziehe hin und denke oft an den alles entscheidenden Schlußwurf und werde — gut!

Buddhistisches bei Shakespeare.

Von *Georg Maier*.

Es ist, als ob vom höchsten Gipfel des Zentralgebirges der Erde eine zeitlose Gedankenleitung sich ausspanne hin zu den höheren und hohen Bergeshäuptern, welche auf dem Planeten zerstreut sind. Was von dem am feinsten ausgebildeten menschlichen Gedankenapparat irgend einmal im Laufe der Zeiten allumfassend und klar erkannt worden ist, davon dringen Teile in verwandte Gehirne, um dann ab und zu in deren tiefstem Schauen erfaßt zu werden. Im Altertum haben Plato, Pytagoras und Plotin ähnliche Gedankenerkenntnisse vollzogen, wie der indische Geistesriese Buddha, im Mittelalter die christlichen Mystiker mit Meister Ekkehart an ihrer Spitze, wenn auch sie alle nicht die vollendete Höhe erklimmen konnten, die als einzigem dem Sakyersohne vorbehalten war. Nun ist es nicht uninteressant zu untersuchen, wie sich die, wenn auch unbewußte, geistige Verwandtschaft des großen Dramatikers Shakespeare mit dem Vergänglichkeitsprinzip Buddhas auffinden läßt.

Wer das Standbild des Dichters in Weimar gesehen hat, wie er in lässiger Haltung mit überlegener Ruhe sinnend auf die Beobachter herabschaut, der kann ihn sich vielleicht als Spielleiter vorstellen, wie er seine mit tiefer Menschenkenntnis geformten Figuren nahm und sie auf die Bühne stellte mit der Mahnung an die Zuschauer: „Da schaut her, das seid Ihr!“ Wohl kaum wäre Shakespeare im Stande gewesen, Menschen wie Richard III. mit seiner abgründigen Bosheit oder den vollkommenen Gauner Jago so lebenswahr darzustellen, wenn er nicht von dem in allem Gewordenen vorhandenen Zug zur Vergänglichkeit und Vernichtung tief durchdrungen gewesen wäre und so diese menschlichen Teufel als Helfershelfer dieses Verhängnisses aufgefaßt hätte.

Wie tief er von dem allwaltenden Vergänglichkeitsgesetze durchdrungen war, geht deutlich aus der Totengräberszene in Hamlet, vielleicht seinem tiefsten Werke, hervor. Der Dänenprinz ergeht sich da in Raisonnements über das vermutliche Schicksal der Leiche Alexander des Großen: „Alexander starb, Alexander ward begraben, Alexander verwandelte sich in Staub; der Staub ist Erde; aus Erde machen wir Lehm: und warum sollte man nicht mit dem Lehm, worin er verwandelt ward, ein Loch verstopfen können?" Daran fügt er die erschütternden Worte:

„Der große Caesar tot und Lehm geworden,
Verstopft ein Loch wohl vor dem rauhen Norden.
O, daß die Erde, der die Welt gebebt,
Vor Wind und Wetter eine Wand verklebt."

Der Hinblick auf dieses alles treffende Vergänglichkeitsgesetz mag den Dichter auch veranlaßt haben, von der Gewohnheit, dem Helden im Drama eine Schuld beizumessen, deren Sühne für diesen dann zur Katastrophe werden muß, abzusehen und die Hauptpersonen im König Lear schuldlos, nur als Symbole dieses Gesetzes herauszuarbeiten. Der alte König, der in edler Großmut sein Reich unter seine Töchter verteilte, wird als Dank hiefür von diesen hungernd und frierend in der Nacht auf die stürmische Heide hinausgestoßen, wohl um zu zeigen, daß die Höchsten in der Welt keine Ausnahmen machen dürfen von dem Fluche, dem alles Gewordene verfallen ist. Vor diesem Verhängnis schützt nichts, auch nicht übermenschliche Güte und Demut, wie sie Lears edle Tochter Cordelia besaß. Sie muß einem feigen Henker zum Opfer fallen. Ebensowenig kann man dem Grafen Gloster und seinem rechtmäßigen Sohn Edgar eine Verschuldung beimessen, welche nur einigermaßen mit der Grausamkeit ihrer Bestrafungen in Einklang zu bringen wäre. So bilden denn der König mit dem Narren und dem Bettler auf der nächtlichen Heide, über welche ein maßloser Sturm heult, umherirrend, die vielleicht ergreifendste Darstellung menschlicher Vergänglichkeit, die je auf die Bühne gebracht wurde. Gegen dieses eherne Gesetz gibt es nur ein Mittel, das dem sterbenden Lear ins Bewußtsein tritt, wenn er ausruft: „Reif sein ist Alles". Hier hat Shakespeare unbewußt den Kern der Buddhamoral getroffen in der Aufforderung, sein Inneres so zu gestalten, daß es furchtlos auch dem Tode ins Auge sehen kann.

Seiner durch genialen Tiefblick in die Dinge der Außenwelt gewonnenen Überzeugung von der Nichtigkeit des menschlichen Daseins gibt der Dichter auch im Macbeth Ausdruck. Verzweifelnd läßt dieser alle Hoffnung sinken, nachdem er keine Rettung mehr für sich sieht und sein durch blutige Schandtaten erworbenes Königtum verloren ist und spricht die denkwürdigen Worte:

„Ha, Morgen, Morgen, Morgen kriecht von Tag zu Tag mit dem Pygmäenschritt heran und alle unsere Gestern haben nur

Narren zu dem Grabe hingeleuchtet. Verlisch, du kleine Kerze! Leben ist nichts als ein Schatten, als ein flüchtiger Spieler, der auf der Bühne seine Stündchen lärmt und schreit und der dann nicht mehr gehört wird, ein Märchen ist es, von einem Narren erzählt, das einen Klang hat, aber nichts bedeutet."

Also, arme Schauspieler sind wir Menschen, von unklaren Ideen getrieben, mühen und plagen wir uns ab, um den Wahn unserer Persönlichkeit einigermaßen zur Geltung zu bringen, nur um dann in lichten Momenten einzusehen, daß wir einem Phantom geopfert haben.

In Hamlet hat Shakespeare auch das Karmagesetz, dessen unerbittliche Wirkung als Frucht seiner guten und bösen Taten jeder Mensch mit der Wiedergeburt in solche Verhältnisse erfahren muß, welche es ermöglichen, daß die Reife der in einer früheren Existenz geschaffenen Werke zur Geltung kommen kann, in dem Schicksal des Dänenprinzen veranschaulicht. Dieser fühlt seine vorbestimmte Lebensaufgabe deutlich, wenn er sagt: „Gebrochen ist die Zeit aus den Gelenken, weh mir, daß ich geboren bin, sie wieder einzurenken." Als Rächer des Mordes an seinem Vater und des Ehebruches seiner Mutter schaudert er doch in seinen besseren Gefühlen vor der neuen Bluttat zurück. Er traut selbst der Erscheinung seines Vaters, der ja auch eine Spukgestalt der Hölle sein könne, um ihn zu verführen, nicht allein, sondern veranstaltet das Schauspiel, welches den Mord an seinem Vater auf der Bühne vorführt, um dabei die Wirkung dieser Darstellung an dem zuschauenden Verüber der Bluttat beobachten zu können. Auch dann noch, nachdem ihm jeder Zweifel an der Richtigkeit seines Verdachtes geschwunden sein sollte, muß er sich selbst zur Tat anspornen, zu deren Ausübung er nun einmal bestimmt ist. Diese Scheu vor dem Vollbringen der Tat entspringt seinem tief innerlichen Gefühl, daß es ein Leben nach dem Tode geben müsse, in welchem der Ausgleich für das Wirken in dieser Welt erfolgen kann. Seine dahin gehenden Betrachtungen finden ihren Gipfelpunkt in dem weltbekannten Monolog, der Shakespeares tief religiöses Schauen über das Sein nach dem Abschiede vom Leben am besten zu fassen ermöglicht. „Sein oder Nichtsein, das nur ist die Frage," so beginnen diese lapidaren Worte. Die Möglichkeit dieses Seins sucht sich Hamlet auf eine vernunftgemäße Art und Weise frei von Glaubensdogmen darzulegen: „Sterben — schlafen, vielleicht auch träumen. Ja, das ist der Anstoß! Denn was im Schlaf für Träume kommen mögen, wenn wir den irdischen Wust hinweggeschüttelt, das ruft ein Halt uns zu. Das ist die Rücksicht, die so langlebig macht Armseligkeit ... Nur, daß die Furcht vor etwas nach dem Tode, das unentdeckte Land, aus deß' Bezirk kein Wandrer wiederkehrt, den Willen irrt, so daß wir lieber die bekannten Übel tragen, als zu neuen, unbekannten fliehn." Diese

Worte Hamlets, sowie auch sein schon sprichwörtlich gewordener Ausspruch: „Es gibt Dinge zwischen Himmel und Erde, von denen unsere Schulweisheit sich nichts träumen läßt," haben ihre Wirkung gerade auf die außerhalb der Religionsgemeinschaften stehenden, aber von der Unzerstörbarkeit ihres wirklichen Seins fest überzeugten Menschen selten verfehlt. Die Sucher nach vernunftgemäßer Erfassung des Auferstehungsdogmas wird man immer im Theater mit Befriedigung den Worten lauschen hören, mit denen Hamlet seinem Erfühlen einer Fortdauer nach dem Tode begrifflich so faßbaren Ausdruck verleiht.

Nun könnte man einwenden, daß die angeführten Beispiele, die sich aus den anderen Dramen leicht noch vermehren ließen, wohl zwar auf religiöses Empfinden Shakespeares im allgemeinen hindeuten könnten, aber mit buddhistischen Ansichten des Dichters doch wohl nichts zu tun hätten, weil ihm von der Buddhalehre ja gar nichts bekannt gewesen sei. Doch hier handelt es sich, wie eingangs erwähnt, nur um unbewußte Anklänge an den Dharma, die herauszufühlen eben nur dem möglich werden, der Kenner der Lehre ist. Über die christlichen Anschauungen seiner Zeit aber war der Dichter doch bedeutend hinausgewachsen. Er findet keine Befriedigung mehr im blinden Dogmaglauben. Das Thema der Auferstehung des Fleisches, mit anderen Worten, der religiösen Frage überhaupt, führt ihn zur Reflexionen, die im Christentum vor ihm wohl sehr selten waren. Er wagt es, über den möglichen Zustand des Weiterlebens der Persönlichkeit nach dem Tode rein natürliche, von allem höheren Eingreifen losgelöste Entwicklungen anzunehmen. Er spricht von quälenden Träumen, die kommen könnten und die schrecklicher sein möchten, als alle Leiden während des Erdenlebens. Dabei ist der Unterton, daß diese Träume ihre Qualität, ob freudig oder schmerzlich, als gesetzmäßige Auswirkung der Taten im Leben erhalten, in dem berühmten Monolog gar nicht zu verkennen. Kein strafender Gott nimmt das Gericht vor, sondern die Tat selbst muß sich in der ihr zustehenden Richtung ausbilden. Ferner gibt es für Shakespeare keine christliche Glaubensgewißheit mehr über die durch Gott vorzunehmende Auferweckung. Er spricht nur von der Furcht vor etwas nach dem Tode, dem unentdeckten Lande, aus deß' Bezirk kein Wandrer wiederkehre. In dem Ganzen liegt auch ein Auflehnen gegen den Begriff der Gnade. Das kann man auch aus dem Selbstgespräch des Königs entnehmen, das mit den Worten beginnt: „O, meine Tat ist faul, sie stinkt zum Himmel, wie Menschenaas, das nach Bestattung ächzt. Wie, wenn diese Hand auch um und um vom Bruderblute triefte, hat denn der Himmel nicht genug des Regens, sie weiß wie Schnee zu waschen?" Und so sucht nun der König nach einem Gebete, das der Sünde wehre und dem Gefallenen Vergebung bringe. Er findet keines, weil

er noch den Vorteil genießt, den ihm sein Brudermord eingebracht hat. Zwar, so schließt er weiter, kann in den verderbten Strömen dieser Welt eine Hand voll Gold den Verbrecher vorm Richterspruch sichern, „doch nicht so da drüben! Da gilt kein Kunstgriff, da erscheint die Tat in ihrer wahren Farbe und wir sind gezwungen, unsern Fehlern ins Gesicht ein Zeugnis abzulegen. Was ist übrig? Sehen, was die Reue kann! Was kann sie nicht? Jedoch, was kann sie, wenn man nicht bereut?“ Der König aber kann nicht bereuen. Weil sich die Gnade des Bereuens nur der verschaffen kann, welcher ohne Hilfe von Außen, also auch ohne die irgend eines Gottes, sein Inneres, sein Gemüt so geeignet gemacht hat durch unablässigen Kampf gegen die bösen Neigungen, daß dann, eben als Frucht dieser Bemühungen, die Gnade sich einstellen wird. — Interessant ist auch die Erhebung des Begriffes der Tat zu einer plastischen Form, der wir gegenübertreten müssen, um ihr Rede zu stehen. Dies erinnert sehr an eine buddhistische Vorstellung, nach welcher uns unsere guten Taten nach dem Tode wie Freunde empfangen werden. Man kann nun beim Überblicken des Dramas auf den Gedanken kommen, daß Shakespeare im Hamlet seine metaphysisch-religiöse Weltanschauung für die Nachwelt niederlegen wollte. Diese gründete sich auf eine selten klare Beurteilung der menschlichen Charaktere und weil sein Schauen eben rein objektiv war, mußte dieses den Dichter zum Pessimismus führen und ihm eine Ahnung von der Grundwahrheit des Buddha, daß alles Leben Leiden ist, eröffnen. Um so höher ist dies zu bewerten, weil Shakespeare als Zeitgenosse der lebensfreudigen Renaissancewelt sich nicht täuschen ließ von dem Scheine der Befriedigungsmöglichkeit durch die Sinnengenüsse. Vielleicht ließ er auch deshalb seine größte Lustspielfigur, den Falstaff, im Kerker seine Rolle schließen.

Buddhistische Gemeinde für Deutschland.

MITTEILUNG. Da ich in den kommenden Monaten durch anderweitige Arbeiten voll in Anspruch genommen bin, kann ich leider die laufenden Geschäfte der Gemeinde nicht mehr erledigen. An meiner Stelle hat sich dankenswerterweise Herr Ingenieur Wilh. *Miller*, Augsburg, Ulmerstr. 244/I, mit Zustimmung des Leiters zur Führung der Geschäfte bereit erklärt. Ich bitte deshalb die Gemeindemitglieder und Interessenten sich gegebenenfalls an ihn zu wenden. *Dr. Karl Seidenstücken.*

EINLADUNG. Wer ein tieferes Interesse an der Buddhalehre nimmt und wer insbesondere auch so viel buddhistische Güte besitzt, daß er, eingedenk der Worte des Meisters: „Die Gabe der Lehre ist die höchste Gabe“, auch zur Verbreitung

der Buddhalehre beitragen will, der trete der Buddhistischen Gemeinde für Deutschland als Mitglied bei. Dieselbe will vor allem die Upôsatha-Feiern — buddhistische Sonntagsfeiern — von denen bereits zwei in München und eine in Augsburg unter zahlreicher Beteiligung und mit tiefgehender Wirkung stattgefunden haben, weiterführen. *Wilhelm Miller.*

Vergissmeinnicht.

Vergißmeinnicht!
Der Meister hat's gesprochen
In altersgrauer Zeit;
Die Botschaft klingt: „Die Fesseln sind zerbrochen,
Vernichtet ist das Leid!"
Drum jauchze, Mensch, und laß' die Weisheitssonne
Dein Herz erleuchten zu der höchsten Wonne;
Vernimm die Worte, die der Buddha spricht!
Vergiß sie nicht!

Vergiß sie nicht!
Ob Dir in frohen Stunden
Der Himmel heiter lacht,
Ob Stürme toben, wenn das Glück entschwunden,
Ob um Dich dunkle Nacht.
Und wenn der Tod den bittern Kelch Dir reichet,
Wenn alles, alles um Dich her erbleichet —
Dann denk' der Worte, die der Buddha spricht!
Vergiß sie nicht!

(„Buddhistisches Vergißmeinnicht" von Bruno Freydank.)

Preis für das Heft je nach dem Tagespreis wird in Zukunft einzeln berechnet. — Für die Redaktion verantwortlich Dr. Georg Grimm. — Druck Sighart, Fürstenfeldbruck.